Der Eiffelturm

Autor(en): **Naumann, Fr.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 18

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-670067

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Eiffelturm

Von Fr. Naumann

Niemand kann den Eiffelturm bei einer Auffahrt kennen lernen, so wenig, wie man die Tiefen einer Wagnerschen Oper an einem Abend ausschöpft; aber der Turm ist es wert, daß man ihm so viel Zeit widmet wie irgend möglich. Er ist das Kunstwerk, für das wir am wenigsten vorbereitet sind und dessen Geheimnisse in keinem Lehrbuch vom Schönen stehen. Es kann sein, daß er in der ersten Stunde trocken und nüchtern zu sein scheint, eine Aussichtsfabrik ohne Naturleben. Das Rollen der Räder, das Gleiten der Drahtseile, das grau und gelb lackierte Eisen stören den Träumer, der lieber im Gras auf dem Rigi liegen, lieber am Sandstein zwischen den blanken Zacken des Kölner Domes lehnen möchte, als hier zwischen einem schwatzenden Allerweltspublikum auf zementierter Eisenfläche zu promenieren. Aber das alles vergeht, wenn es der Sonne gefällt, sich über Paris zu legen, die Kuppel der Jesuitenmoschee auf dem Montmartre wie blendendes Linnen zu machen, alle Winkel, Wände, Ecken, Erker der ganzen Stadt zu beleben, sich in der Seine zu spiegeln, in tausend kleinen Fenstern zu glänzen, lange Schattenstreifen in den Straßen zu werfen, den Triumphbogen anzulachen und mit der Goldkuppel zu spielen, unter der Napoleons Asche liegt — dann wächst das Bild zur stolzen Pracht einer Aussicht allerersten Grades. Paris läßt sich von oben herab in die Augen schauen, dies Paris, in dem man einen Monat wandert, ohne es in sich aufnehmen zu können. Hier ist es ganz ein Sonntagskind voll glitzernder Perlen, ein Haufen von menschlicher Lebendigkeit, ein Ameisenbau der Jahrhunderte, die Stadt der höchsten romanischen Kultur.

Dieses Paris muß man sehen, still am Rande der Brüstung stehen und sehen. Je länger man sieht, desto geistiger wird es. Paris fängt an zu reden, und du bist der Hörer.

Straße an Straße, Haus an Haus, lange Linien gleichförmiger Fenster, Wohnplätze von zahllosen Menschen. Wie ist das Menschenleben so gleichförmig! Alle wohnen sie in diesen Steinwänden, um derentwillen alle Bergzüge der Umgegend beraubt werden. Einige haben ganze Häuser, die meisten haben nur Stücke von dem steinernen Meer, in die sie sich eine Zeitlang vergraben, von Steinklippe zu Steinklippe wechselnd, bis sie schließlich alle irgendwo hier unten in irgend einem steinernen Quadrat aufhören zu atmen und den Millionen zugezählt werden, die in den Gräbern von Paris verschwinden. Vom Montmartre bis Montrouge nichts als Menschen, Menschen! Das ist unser Geschlecht, das Geschlecht der modernen Stadtleute, die nicht säen, nicht ernten, deren Acker die Straße ist, und deren Gemeindewiese die Boulevards.

Ich saß einmal früher einen Abend ganz allein auf dem Stanser Horn am Vierwaldstätter See und blickte in die Schneeketten der Berner Hochalpen. Je länger ich die Berge ansah, desto ernster wurden sie. Der Abend löschte die kleinen Lichter auf den Firnen aus und ließ nichts übrig als die weißen Bergwände und den dämmernden Untergrund des Himmels. In dieser Beleuchtung kann das Gebirge geradezu unheimlich poetisch sein, melancholisch, eine beseelte Masse, die nur das eine fragt: „Wer bist aber du?" An solchen Abend im dämmerigen Gebirge erinnert der Abend, der jetzt über der Rundfläche von Paris sich niedersenkt. Wir auf der Höhe haben noch Sonnenschein, aber die Menschheit dort unten hat nur noch das gebrochene Licht der einzeln schwebenden, leuchtenden Wolken. Vor kurzem noch war ganz Paris geradezu verklärt, purpurn begossen, unerhört bunt in aller seiner Größe, Farben des glühenden Herbstwaldes auf allen grauen Kalkgeländen. Das grüne Kupferdach der Madeleinekirche war wie smaragdene Emaille auf Perlmuttergrunde, die Große Oper hob sich brennend heraus, die Notredamekirche streckte ihre zwei unvollkommenen Türme in den sanften Purpur hinein, der vom Louvre an die Seine bis hinter den Bahnhof von Lyon begleitete. Man kann es nicht erzählen, was solche Augenblicke alles bieten. Das Unerzählbare ist die Unendlichkeit der Flächen,

die um einen letzten Kuß der Sonne baten. Was weiß ich, was in diesen Minuten das Schönste war? Vielleicht gefällt es dem Auge, eine beliebige beleuchtete Kaserne für goldener zu halten als alles andere. Das war das Alpenglühen der Riesenstadt. Nun aber ist es vorbei, die Türme der Kirchen sind in die Häusermassen hineingesunken, bleierner Dunst kommt von Osten her gezogen und verschleiert Stück für Stück der Waldstriche, Hügel, Straßen und Brücken des Ostens. Der Fluß wird grau und blaß, und selbst die Kirche drüben auf dem Montmartre hört auf zu leuchten. Die Farben werden kalt, wie dunkle Wolle liegen Parks und Baumreihen zwischen den bleichen Häusergevierten. Boulogne versinkt, die Eisenbahnbrücke nach Versailles verschwindet, und unten, zu Füßen, beginnen die Lampen. Dies alles und noch vieles mehr macht einen tiefen, fast schwermütigen Eindruck. Es ist, als ob die Berge ringsherum wie Mauern ständen und sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstehe, als ob die Häuser alle, die hunderttausend Häuser, noch etwas sagen wollten, es aber nicht könnten. Eine Tageslast der Weltstadt ist zu Ende. Diesen Abend zu sehen ist aber das Größte, was in Paris zu sehen ist.

Der Lindenzweig

Olga Brand

Er winkt,
er grüsst mit junger Seide,
er atmet Zuversicht und Licht
in seines Tages Glanzgeschmeide,
das liebend seine Hand umflicht.

Ein Mensch
steht vor ihm, noch vom Munde
der kühlen Schatten krankgeküsst.
Noch klafft die starre Winterwunde,
der Kelch der Nacht blieb unversüsst ...

Er winkt,
der Knospenzweig der Linde:
Komm, rühre mich nur leise an!
Und fühl, wie aus zerschnittner Rinde
Das Leben auferstehen kann!

Der Zuschauer

Von Lisbet Dill

Er saß in der Ecke der ersten Reihe auf der Tribüne, die aus rauhen Tannen gezimmert, sich hell von dem gelben Sand des Rennplatzes abhob und schaute mit sonderbar leeren Augen auf dieses bunte Gewühl von Equipagen, Reitern und Fußgängern, welches zwischen Rennbahn und Tribüne hin- und herwogte.

Auf der Estrade schmettert die Kapelle einen Festmarsch, dessen Klänge der Wind nach einer entlegenen Richtung trug. Einige Reiter tummelten sich bereits hinter den Markierstangen auf dem Rasen, während die Trainer ihre Pferde seelenruhig, in warme Decken eingehüllt, vor dem Wiegehäuschen auf- und abführten, vor dessen offener Türe sich die Reiter begrüßten. Das Kinn in die schmale, magere Hand gestützt, schaute der junge Mann geradeaus nach dem Wiegehäuschen, durch dessen offene Tür man einen Jockei auf der Waage sitzen sah, der das Sattelzeug auf dem Schoße hielt. Vor der Tür hielt ein Trainer mit einem trockenen, greisenhaften Gesicht, eine Stute, deren Wiehern von Zeit zu Zeit über den sonnenüberfluteten Platz schallte wie Frauenlachen.

Niemand kannte ihn und er schien niemand zu kennen, noch zu suchen, es schien ihn niemand